

Zur method(olog)ischen Systematisierung der sozialwissenschaftlichen Diskursforschung

Herausforderung, Gratwanderung, Kontroverse

Eine Debatte mit Robert Feustel, Reiner Keller, Dominik Schrage, Juliette Wedl und Daniel Wrana, Moderation und Regie: Silke van Dyk

Im Entstehungsprozess des Handbuchs – so insbesondere in Vorbereitung des Teils 3 dieses Bandes – wurde die Idee entwickelt, im Rahmen einer E-Mail-Kontroverse strittige, die Methodologie und Methode der Diskursforschung betreffende Fragen im sozialwissenschaftlichen Feld zu erörtern. Ausgangspunkt war die Überlegung, Wege und »Gefahren« einer methodologischen und methodischen Systematisierung der sozialwissenschaftlichen Diskursforschung durch kontroverse Positionierungen zu vermessen. Fünf DiskursforscherInnen haben darüber debattiert,¹ ob und inwiefern eine Systematisierung von Diskursanalyse gelingen kann und soll, ohne damit zentrale Prämissen der Diskurstheorie preiszugeben. Neben den Mit-HerausgeberInnen des Handbuchs Juliette Wedl und Daniel Wrana diskutieren Reiner Keller, der das Forschungsprogramm der Wissenssoziologischen Diskursanalyse entwickelt hat, Dominik Schrage, der sich seit vielen Jahren mit »Foucaults Versprechen, mehr ans Licht zu bringen« auseinandersetzt sowie Robert Feustel, der die Methodisierung der Diskursforschung problematisiert. Auch wenn die Verortung der Diskursforschung in Bezug auf das Feld der empirischen Sozialforschung nicht für alle DiskursforscherInnen von gleichermaßen großer Bedeutung ist, stellt sich aus Sicht der Diskutierenden die Frage nach dem Status der Methodisierung angesichts einer wachsenden Zahl von (Qualifikations-)Arbeiten, die ihre Gegenstände diskursanalytisch bearbeiten.

Folgende Fragen werden in dieser Debatte kontrovers verhandelt: Wie stellt sich die Verschränkung von theoretischen Prämissen und methodologischer Verortung

1 | Die Debatte wurde nicht in der vorliegenden Struktur und Chronologie geführt. Die DiskutantInnen haben in einer ersten Runde verschiedene Fragen der Moderatorin beantwortet, dabei teils bereits aufeinander Bezug nehmend, und damit die Motive für eine gewissermaßen fiktive Kontroverse geliefert: Die Antworten wurden von der Moderatorin in ein dialogisches Format gebracht, welches dann die Grundlage für weitere Diskussionsrunden mit systematischen wechselseitigen Bezugnahmen der DiskutantInnen bildete. Die Diskussion ist damit ebenso fiktiv wie »real«.

in der sozialwissenschaftlichen Diskursforschung dar? Ermöglichen die erkenntnistheoretischen Prämissen der Diskurstheorie überhaupt eine (gewisse) methodische Stabilisierung und/oder Systematisierung? Wie kann diese aussehen, wo liegen ihre Grenzen und inwiefern gibt es Anschlüsse an eine qualitative Sozialforschung? Was ist das Spezifische einer diskursanalytischen Systematisierung von Forschungsarbeiten?

In der bewussten Fokussierung auf die deutschsprachige sozialwissenschaftliche Diskussion erhebt die folgende Debatte keinerlei Anspruch, die Praxis der Diskursforschung in ihrer interdisziplinären und internationalen Bandbreite einzufangen. Gleichwohl kann und soll die Kontroverse Anschlüsse für interdisziplinäre und den deutschsprachigen Rahmen transgredierende Dialoge über methodologische Fragen und Kontroversen eröffnen.

1. ZUR NOTWENDIGKEIT EINER METHODENDISKUSSION

SILKE VAN DYK: Inwiefern braucht es eurer Meinung nach so etwas wie eine methodische Systematisierung der sozialwissenschaftlichen Diskursforschung?

JULIETTE WEDL: Die Entwicklung von Methoden im Feld der Diskursforschung halte ich für elementar, denn erst die Artikulation der methodischen Vorgehensweise ermöglicht es, dass sie zum Gegenstand von (kritischen) Reflexionen wird. Die Ausarbeitung des jeweiligen methodischen Vorgehens ist in der deutschsprachigen sozialwissenschaftlichen Diskursforschung bis Mitte/Ende der 1990er Jahre weitestgehend vernachlässigt geblieben, so dass es nur wenige systematische Darstellungen dazu gab. Zu nennen sind hier insbesondere die Kritische Diskursanalyse von Siegfried Jäger², aber auch die in der methodischen Ausarbeitung in den Sozialwissenschaften weniger beachtete Kollektivsymbolanalyse von Jürgen Link. Angesichts des Mangels an anderen Systematisierungen erlangten diese in gewissen Kreisen eine – im marginalen Feld der Diskursanalyse – hegemoniale Stellung.

REINER KELLER: Siegfried Jäger hat sicherlich schon früh eine Konkretisierung methodischer Fragen vorgelegt, aber ich teile deine Einschätzung bezüglich seiner herausragenden Stellung nicht. Ich kenne zahlreiche sozialwissenschaftliche Diskursprojekte von Anfang bis Mitte der 1990er Jahre, für die Jäger – der seine Vorschläge ja stark ideologiekritisch und sprachorientiert anlegte – keine Rolle spielte und in denen eher auf Arbeiten aus dem englischsprachigen Raum, aus dem Kontext des Symbolischen Interaktionismus, der Politikwissenschaften (*advocacy coalitions* von Paul Sabatier oder *epistemic communities* von Peter Haas) und/oder auch auf Foucault Bezug genommen wurde. Das waren für mich und für viele andere (z.B. Paolo Donati, Franz X. Eder, Jürgen Gerhards, Hubert Knoblauch, Maarten Hajer, Karin Litfin, Herbert Gottweis, Willy Viehöver, Werner Schneider, Anne Waldschmidt, Hannelore Bublitz, Sabine Maasen oder Michael Schwab-Trapp), die

2 | Die Diskutierenden erwähnen in ihren Beiträgen AutorInnen diskursanalytischer Literatur. Um LeserInnen, die nicht mit dem Feld vertraut sind, das Nachschlagen zu ermöglichen, haben wir im Anschluss an die Debatte ein Literaturverzeichnis angefügt, das auch einschlägige Beiträge der Diskutierenden enthält.

ja alle in der ersten Hälfte der 1990er Jahre mit ihren empirischen Diskursarbeiten ansetzten, die Anschlusspunkte. Eine hegemoniale Stellung von Jägers Methodologie konnte meines Erachtens schon deshalb nicht entstehen, weil die starke sprachwissenschaftliche Ausrichtung für sozialwissenschaftliche Fragestellungen weitgehend untauglich schien und deswegen einfach nicht interessierte.

WEDL: Da zeigen schon unsere Einschätzungen, dass es sehr unterschiedliche Rezeptionsgeschichten gibt. Aus meiner Sicht hat sich – vielleicht auch durch die antirassistischen Arbeiten des Duisburger Institutes für Sprach- und Sozialforschung (DISS) – der Ansatz von Jäger durchaus in Teilen der sozialwissenschaftlichen Diskursforschungsgemeinschaft zu einer (wenn auch kritisch diskutierten) methodischen Bezugsgröße entwickelt. Wie dem auch sei, mein Hauptanliegen ist die Ausweitung des Feldes: Ich finde eine Vervielfältigung der Ansätze elementar wichtig, weil es nicht die *eine* Methode der Diskursanalyse geben sollte und weil eine explizitere Auseinandersetzung über Methodenfragen die methodischen Optionen der DiskursforscherInnen vergrößert. Hier haben die Handbücher von Reiner Keller, Andreas Hirsland, Werner Schneider und Willy Viehöver einen wichtigen Beitrag geleistet; die vorliegenden Bände von DiskursNetz widmen sich ebenfalls diesem Anliegen. Viele diskursanalytisch arbeitende Forschungsprojekte stehen vor dem Problem, konkrete methodische Verfahren benennen zu müssen, wenn sie nicht in der Sackgasse einer nicht explizierten »Irgendwie-Methodologie« landen wollen. Hierfür ist es natürlich hilfreich, sich im Rahmen einer lebendigen Methodendiskussion verorten und das eigene Vorgehen schärfen zu können, ohne sich einem von wenigen Ansätzen verpflichtet zu »müssen«. Gleichzeitig findet in der Forschungspraxis aber auch unabhängig von Methodenbüchern eine Methodisierung anhand konkreter Forschungsgegenstände statt. Diese »praktischen Methodisierungen« miteinander ins Gespräch zu bringen, war das Ziel unseres Netzwerkes DiskursNetz. Die Diskursforschung operiert ja in einem wissenschaftlichen Umfeld, das die Wissenschaftlichkeit der Diskursanalyse nicht selten per se in Frage stellt. Vor diesem Hintergrund ist es wichtig, ein unkritisches Eingliedern in den sozialwissenschaftlichen Methodenkanon und die übereifrige Orientierung an Maßstäben der empirischen Sozialforschung – z.B. durch eine suggerierte Linearität des Forschungsprozesses – zu vermeiden. Keinesfalls darf der Prozess der Methodisierung den kritischen Impuls der Diskursforschung – die Infragestellung wissenschaftlicher Normierungen – gefährden.

2. EINE MASSVOLLE METHODISIERUNG?

KELLER: Ich denke auch, dass Diskursforschung, wenn sie als sozialwissenschaftliches Unternehmen bestehen will, auskunftspflichtig über ihre Vorgehensweise ist. Ich halte gleichzeitig eine überzogene Methodisierung und Standardisierung für den »Tod der Idee«, aber es geht auch nicht ganz ohne, wenn die Diskursforschung als »wissenschaftliches Unternehmen« laufen soll. Wer meint, »einfach so« Diskursanalyse zu betreiben, der macht das in methodologischer Hinsicht naiv und unreflektiert. Auch diese nicht eingestandenen AnalytikerInnen müssen Texte verstehen, zerlegen, Wichtiges von Unwichtigem trennen, Kategorien herausgreifen,

klassifizieren usw. Sie verfahren also entlang einer nicht explizierten Methodologie.

DANIEL WRANA: Die Frage der »Methodisierung der Diskursanalyse«, die wir hier diskutieren, stellt sich meines Erachtens immer in Bezug auf die Debatten in einem bestimmten disziplinären Feld: So wie Juliette Wedl und Reiner Keller in die Diskussion eingestiegen sind, geht es um die Etablierung der Diskursanalyse innerhalb der qualitativen sozialwissenschaftlichen Forschung, vorrangig im deutschen Sprachraum. Die quantitative Forschung hingegen ist als Einheitswissenschaft konzipiert, sie hat ihre eigenen Bedingungen und Techniken der Produktion von Wahrheit – hier hat die Diskursanalyse wenig Etablierungschancen. Aber auch in der qualitativen Forschung finden sich bestimmte Bedingungen für eine Etablierung, die es zu reflektieren gilt: Es haben sich methodische »Cluster« mit hinreichend vielen VertreterInnen gebildet, so dass sich der Gebrauch bestimmter Methodologien (z.B. der Biographieforschung) auch personell stabilisiert hat. Eine Möglichkeit für die Diskursanalyse ist, hier »mitzuspielen«, indem sie sich an diesem Modell orientiert: d.h. indem sie bei aller inneren Heterogenität eine gewisse Einheitlichkeit in Theorie und Methode(n) anbietet, so dass sie als »ein Ansatz« beschrieben werden kann. Aber die Diskursanalyse liegt da in mehrerlei Hinsicht quer, weil sie eine solche Einheitlichkeit weder methodisch noch theoretisch bietet und das ist kein Mangel, sondern angesichts ihrer heterogenen Verortung unvermeidlich. Vor diesem Hintergrund finde ich es wichtig, die »Methodisierung« reflexiv zu fassen, und das »Sich-Einschreiben« in die wissenschaftlichen Spiele mit zu beobachten und kritisch zu situieren.

VAN DYK: Welche Konsequenzen hat denn eine derart reflexiv gefasste Methodisierung konkret?

WRANA: Einerseits sperrig bleiben, die Bedingungen reflexiv artikulieren, in den Diskurs gehen, um ihn zu verschieben und vielseitig anschlussfähig bleiben. Und andererseits muss jede einzelne Studie ihre methodische Rekombination und theoretische Selektion eingehend legitimieren. Zugleich ist die methodologische Etablierung im Paradigma qualitativer Sozialforschung nur eine Dimension. Eine Studie geht darin aber nicht auf, sie bezieht sich auf Handlungsfelder, auf gesellschaftliche Debatten, sie steht in einer Forschungstradition, in der sie ihren Gegenstand konturiert. Die Diskursanalyse ist eine Weise, die Gegenstände zu betrachten und damit ist sie mehr (und anderes) als eine Methode, so dass sie eben auch nicht einfach als Ergänzung im Feld der qualitativen Methoden zu situieren ist.

KELLER: Ich verstehe Wissenssoziologische Diskursanalyse (WDA) nicht als Methode, sondern als Forschungsprogramm, das je nach disziplinärer Einbettung, Gegenstand und Fragestellung anders aussehen kann. Es umfasst: eine Theorie des Gegenstandes, eine methodologische Reflexion der Vorgehensweise und eine methodische Umsetzung, die konsistent sein sollten (knapp: ein Theorie-Methoden-Paket). Die Frage der Methode lässt sich im Grunde nicht »alleine für sich« diskutieren, sondern nur im Zusammenhang der angesprochenen Dimensionen. Da wir mit der Auslegung von Daten zu tun haben, bedarf es einer Theorie (und Methodologie) der Auslegung. Deswegen spreche ich von hermeneutisch-interpretati-

ven Vorgehensweisen. Einige methodische Strategien der qualitativen Forschung scheinen mir geeignet, die schwierige Passage zwischen freier Assoziationskunst und standardisierter Vorgehensweise zu durchqueren.

3. ZUM GEGENSTANDSBEZUG DER DISKURSFORSCHUNG

VAN DYK: Es würde also weniger um eine Einpassung in das Paradigma qualitativer Sozialforschung gehen, als darum, einzelne qualitative Forschungsstrategien diskursanalytisch zu wenden?

KELLER: Im Prinzip ja. Zugleich ist aber klar, dass es eine ganze Palette von Optionen in der Diskursforschung gibt: zwischen Bemühungen um stärkere theoretische und methodische Absicherung einerseits und Plädoyers für die frei assoziierende Diskursanalyse andererseits. Mein eigenes, in der WDA vorgestelltes Vorhaben zielt hier auf einen »mittleren Weg« zwischen völliger Offenheit und *one size fits all*-Methodologie. Häufig wird übersehen, dass die WDA vor dem Hintergrund einer Vielzahl empirischer Studien der 1990er Jahre entstanden ist (zum Beispiel von Maarten Hajer, Werner Schneider, Willy Viehöver oder mir selbst), dass sie also aus der Forschung heraus angesichts eines doppelten Problems entwickelt worden ist: dem damals vorherrschenden »Vergessen« des Wissens (der Foucault'schen Fragen) zugunsten der Konzentration auf Sprache und einer völligen Unklarheit bezüglich der Vorgehensweisen.

WRANA: Was die Methodisierung und Standardisierung angeht, ist entscheidend zu sehen, dass uns diskursanalytische Forschungspraktiken in unterschiedlicher Form begegnen: In der Form einer nachträglichen Beschreibung des Vorgehens und der Gegenstandsbearbeitung sind sie etwas anderes als in der Form einer präskriptiven Anleitung für andere. Worum es mir geht: Diverse »Methodenbücher« versuchen, genaue Anleitungen für die Durchführung von Forschungspraktiken an beliebigen Gegenständen anzufertigen. Eines der Werke der Diskursanalyse im deutschen Sprachraum mit diesem Anspruch ist die 1993 erschienene »Kritische Diskursanalyse« von Siegfried Jäger, auf die auch Juliette Wedl schon hingewiesen hat. Solche Methodenbücher kanonisieren gegenstandsorientierte Strukturierungsleistungen und universalisieren sie zu einem standardisierbaren Verfahren (= die »Methoden«). Die jeweilige gegenstandsorientierte Konstellation von Theorien, Methoden, Bearbeitungsweisen etc. lässt sich aber nicht ohne Verlust kanonisieren. Alle, die eine Analyse machen, bauen auf den Erfahrungen des Forschungsstandes und der bisherigen Entwicklung der Methodologie auf, aber der Weg muss meines Erachtens nicht die Reproduktion standardisierter Methoden und deren technische Anwendung auf neue Gegenstände sein, sondern die Verflüssigung und Rekonstellation der Elemente in neuen Projekten und an anderen Gegenständen. Eine solche reflexive Methodologie entzieht sich aber den Erwartungen des Feldes, weil sie keinen stabilen »Forschungsansatz« bildet.

KELLER: Bin ich da auch gemeint? Zwar habe ich eine Einführung in die Diskursforschung geschrieben, ich habe dabei aber versucht, deutlich zu machen, dass das keine geschlossene Methodologie, kein »der Weisheit letzter Schluss« ist. Eine

»angemessene« Umsetzung der offenen Methodologie heißt für mich, die Theoriegrundlagen zu teilen, die konkreten Gegenstände und anvisierten Fragestellungen zu reflektieren und dann zu begründen, wie man warum vorgeht. Unangemessen erscheint mir, wenn man das Instrumentarium der WDA »sklavisch« abarbeitet. Andererseits kann es natürlich hilfreich sein, von Erfahrungen zu profitieren und nicht immer die gleichen Sackgassen erneut anzulaufen. Und Siegfried Jäger will ich ein wenig in Schutz nehmen: Vielleicht ist die kritisierte Kanonisierung auch ein Problem der Rezeption und Anwendung, d.h. WissenschaftlerInnen mit eigentlich anderen Fragestellungen versuchen, das Jäger'sche Vorgehen zu nutzen, was nicht klappen kann.

DOMINIK SCHRAGE: Die große Flexibilität und Variabilität von Diskursanalyse ist aus meiner Sicht darauf zurückzuführen, dass sich den Forschenden zunächst Fragen stellen, die sie an das Material herantragen (oder die vom Material evoziert werden), woraus sich dann eine aus dem konkreten Anlass entwickelte Analysestrategie ergeben sollte. Die Diskursanalyse kann Untersuchungsperspektiven anreizen, Vorverständnisse kontrollieren helfen und eine Distanz zu den untersuchten Sprachphänomenen herstellen, zum Beispiel indem mit Begriffen gearbeitet wird, die diese Distanz einführen. Das kann durch die Explizierung von detaillierten Vorgehens- und Verfahrensweisen geschehen, das kann aber eben auch als Argumentationsstrategie (als Haltung) zur Geltung kommen. Diese epistemologische Haltung bedeutet, dass die im Diskurs verhandelten Dinge anders betrachtet werden, als dies die Regeln des Diskurses implizieren: Gültigkeitsansprüche und Wahrheitswerte werden »eingeklammert«, die Aufmerksamkeit gilt den Konstitutionsbedingungen dieses Wissens. Dabei muss nicht zwingend ein Anspruch darauf erhoben werden, den Forschungsprozess hinsichtlich seines Ablaufs im Forschungsergebnis zu dokumentieren. Die Diskursanalyse bietet auf jeden Fall keine vom Gegenstand zu lösenden Verfahrensregeln an, die einfach angewendet werden können. Insofern kann ich mir eine Methodendiskussion in der Diskursanalyse eigentlich nur als Austausch von konkreten, gegenstandsbezogenen Erfahrungen vorstellen. Die (mehr oder weniger) minimale Gemeinsamkeit von Diskursanalysen besteht in einer spezifischen Verschränkung von Forschungsgegenstand, -frage und -material, die eben quer zu den gängigen Methodenverständnissen liegt und ohne das Moment der »Haltung« (das nicht methodisierbar ist) nicht zu fassen ist.

VAN DYK: Wenn der Gegenstandsbezug so zentral steht – was bleibt dann noch von der Diskursanalyse als Verfahren? Haben wir es lediglich mit Improvisationen über verschiedene Gegenstände zu tun?

WEDL: Nein, auf keinen Fall. Auch wenn ich Diskursanalyse keinesfalls als festgezurrttes, gegenstandsunabhängiges Verfahren begreife, habe ich doch ein Interesse daran, die in Analysen gewonnenen Verfahren als Anknüpfungspunkte und Anregungen für die Analyse anderer Gegenstände zur Diskussion zu stellen. Es geht um einen kreativen Austausch auf der Ebene der Verfahrensweisen, ohne die Verwobenheit mit dem Gegenstand und die Bedeutung von Improvisation aus den Augen zu verlieren. Problematisch ist die etablierte Logik empirischer Forschung, die meist auf der Trennung und linearen Anordnung von Theorie, Methodologie,

Methode, Anwendung etc. beruht, was der Diskursforschung zuwider läuft. Diese gilt es bewusst zu unterlaufen. Die potentielle »Gefahr« einer Verselbständigung des Verfahrens bleibt ein Problem, das dem etablierten Methodenverständnis innewohnt. Insofern bleibt die Frage nach Methoden der Diskursanalyse immer ein Balanceakt, der aus den genannten Gründen nicht im Sinne eines klassischen Methodenverständnisses stabilisiert werden kann.

WRANA: Ich denke, man sollte sich dieser »Gefahr« der potenziellen Verselbständigung des Verfahrens erst gar nicht aussetzen. Die eigentliche wissenschaftliche Leistung besteht doch gerade in der je spezifischen gegenstandsorientierten Konstellierung von Theorien, Forschungspraktiken, Korpora etc. Rainer Diaz-Bone und Reiner Keller zum Beispiel haben in ihren empirischen Arbeiten je die Grounded Theory genutzt/rezipiert. Aber! Sie haben nicht einfach die Diskurstheorie mit der Methode von Barney Glaser und Anselm Strauss kombiniert, sondern sie haben sie transformiert, ihre basalen Theoreme ausgetauscht etc. Sie machen nicht einfach Diskursanalyse »mit der Methode der Grounded Theory«, sondern sie arbeiten mit diskursanalytischen Kodierungspraktiken, die an der Grounded Theory »gewachsen« sind. Solche Re-Konstellierungen müssen meines Erachtens in jeder Arbeit aufs Neue erfolgen, auch wenn sie an gelungene Konstellierungen anschließen können. Dass Diskursanalysen methodisch vorgehen, dass sie also auf beschreib- und nachvollziehbare Weise Materialien auswählen und bearbeiten, ist absolut nicht dasselbe wie eine Standardisierung, also eine Kanonisierung einer bestimmten Theorie-Verfahrens-Verknüpfung.

4. JENSEITS VON STANDARDISIERUNG UND IMPROVISIERTEM SPIEL

SCHRAGE: Wenn ich recht sehe, wird es im Kreis derer, die die Bezeichnung Diskursanalyse verwenden, kaum WissenschaftlerInnen geben, die für eine harte Form der Regulierung, etwa in Anlehnung an die quantitativen Methoden plädieren. Aber genauso wenig wird es welche geben, die sich in der Beschreibung eines »improvisierten Spiels« wiederfinden; das ist eine abwertende Zuschreibung von außen. Für mich zielt der Anspruch einer Analyse ganz offensichtlich immer auf mehr als auf »Improvisation« – auch Diskursanalysen beanspruchen die intersubjektive Nachvollziehbarkeit ihrer Erkenntnisse. Die Frage ist nur, wie das »Mehr als Improvisation« und die Nachvollziehbarkeit jeweils bestimmt werden und worauf sich letztere bezieht: Auf den Nachvollzug des Forschungsprozesses selbst oder auf den quellenmäßig belegbaren Sachgehalt eines Arguments, für dessen Geltung weniger die Schritte des Forschungsprozesses als die nachprüfbar und kritisierbare Darstellung (bezüglich sachlichem Zutreffen und Stimmigkeit) selbst ausschlaggebend ist – so hat das jedenfalls Foucault gehandhabt. Solche Texte mögen MethodikerInnen wie »Theorien« erscheinen, sie unterscheiden sich von vielen anderen theoretischen Texten aber maßgeblich durch ihr forschendes Interesse an konkreten Gegenständen. In diesem Kontext markiert der Bezug auf den Diskursbegriff Foucaults etwas anderes als im Kontext der Bemühungen um eine methodische Stabilisierung, gleichwohl handelt es sich nicht um »Improvisation«: Ausgehend von der *Archäologie des Wissens* wird damit nämlich sowohl eine Untersuchungsebene definiert (von AkteurInnenintentionen gelöste diskur-

sive Praktiken im Sinne einer Eigenlogik der Diskurse) als auch der Anspruch der Forschenden bestimmt, die eigenen (und fremden) Vorannahmen zu erkennen und zugunsten der im Untersuchungsmaterial auffindbaren Regelmäßigkeiten zurückzustellen. Nur die Weisen, wie Vorannahmen kontrolliert werden, unterscheiden sich eben: Einmal geschieht dies durch den Nachvollzug der Arbeitsschritte, also methodisch, und einmal dadurch, dass Argumente als Positionierungen im »Feld des Sagbaren« betrachtet werden und somit als eigentlicher Gegenstand erscheinen. Das muss nicht heißen, dass beide Verständnisse unvereinbar wären. Es soll aber heißen, dass das zuletzt genannte Verständnis von Diskursanalyse nur dann sinnvoll diskutierbar ist, wenn nicht nur »Grundfragen der Forschungspraxis«, sondern neben dem Zusammenhang (und nicht zuletzt: der zeitlichen Reihenfolge und logischen Gewichtung) von Erkenntnisinteresse, Forschungsfrage, Gegenstands- und Methodenwahl auch die Positionierungen im theoretischen Feld (die auf alle drei Aspekte durchschlagen) mitberücksichtigt werden. So gesehen bin ich ob der starken Fokussierung auf die Verfahrensweise – wie ich sie bei Reiner Keller sehe – skeptisch.

VAN DYK: Ist die Idee von der Diskursanalyse als improvisiertem Spiel tatsächlich nur eine diskreditierende Zuschreibung von außen?

ROBERT FEUSTEL: Auf keinen Fall, wird mit dieser Idee doch zu Recht zum Ausdruck gebracht, dass ein methodisch abgesichertes Forschen eine positivistische Fiktion ist. Was mir in der bisherigen Diskussion fehlt, ist die dekonstruktive Perspektive, die aber doch gerade für die Frage der Systematisierung und Methodisierung einerseits sowie den »improvisierenden Charakter« der Diskursanalyse andererseits so zentral ist: Aus der erkenntnistheoretischen Trickkiste des Poststrukturalismus, die auch und gerade Foucault »umgetrieben« hat, stammt ja das Argument, dass sowohl das Medium der Analysen als auch der (primäre) Untersuchungsgegenstand von Diskursanalysen – die Sprache – konstitutiv instabil sind. Sprache enthält gleichsam immer einen Überschuss (Jacques Derrida) oder einen Mangel (Jacques Lacan), was erkenntnistheoretisch auf das Gleiche hinausläuft. Ohne Frage ist das allen an der Diskussion Beteiligten klar, allerdings habe ich nicht den Eindruck, dass die Konsequenzen des Arguments entsprechend beachtet werden. Im Grunde helfen die selbstreflexiven Schleifen – also die Praxis, den Rahmen des eigenen Verfahrens gleichsam beständig in Frage zu stellen – nicht, diese konstitutive Unbestimmbarkeit zu umschiffen. Streng genommen ist das Argument der »Nachvollziehbarkeit« nicht vom Blickwinkel des Lesers oder der Leserin abzulösen; welche Kriterien eine Diskursanalyse als nachvollziehbar erscheinen lassen, bleibt unsicher. Freilich ist der Versuch, intersubjektiv – will heißen nachvollziehbar und mit Blick auf die Quellen transparent – zu schreiben, ein Grundanliegen. Der Kern der Idee von (dekonstruktiven) Diskursanalysen scheint mir jedoch gerade darin zu liegen, den Überschuss, also das, was gerade über die »reine« Analyse oder den Versuch der Abbildung eines Diskurses hinausgeht, nicht methodisch unter Kontrolle bringen zu wollen. Der instabile Punkt ist nicht die Schwachstelle dieser Perspektive, sondern ihre große Stärke.

WEDL: Aber auch das beruht doch auf konkreten Forschungspraktiken, die dargestellt werden können. Aus meiner Sicht ist es wichtig, die Diskursforschung vom

Thron eines unbeschreibbaren Prozesses, eines quasi mystischen »Erkenntniszustandes« zu stürzen. Ich betone dies vor dem Hintergrund einer eigenen Erfahrung, die ich als Studentin gemacht habe: Im Rahmen einer diskursanalytischen Arbeit ließ mich die Dozentin immer wieder wissen, dass meine Analysen keine Diskursanalyse seien, ohne dass mir genauer vermittelt wurde, was in ihren Augen diese denn von einer »wahren« Diskursanalyse unterschied. Die »richtige« bzw. die von mir erwartete Diskursanalyse wurde zu einer Art skurrilen Geheimwissens. Klar ist es eine Herausforderung, Forschungspraktiken oder Methoden darzustellen und gleichzeitig eine Position quer zu den gängigen Methodenverständnissen einzunehmen. Um diese paradoxe Spannung aufrecht zu erhalten, finde ich es durchaus gut, mit Phillip Sarasin – auch wenn ich ihm in anderen Punkten nicht folge – von Diskursforschung als eher theoretischer oder philosophischer Haltung auszugehen und damit die erkenntniskritische Perspektive der Diskurstheorie zentral zu stellen. Auch Dominik Schrage hat diesen Fokus ja als zweiten Strang neben der Verfahrenorientierung stark gemacht. Die andere Seite der Medaille ist meines Erachtens aber, dass kreativ-assoziative, zirkuläre bzw. interferente Aspekte von Forschungsprozessen nichts an dem Vorhandensein einer forschungspraktischen Systematik ändern! Jeder Forschungsprozess, auch der improvisierte, verwendet, wie Reiner Keller zu Recht betont hat, eine Methode – unabhängig davon, ob diese expliziert wird oder nicht. Und an dem Punkt fände ich es gerade spannend zu erfahren, wie die Methode im Kontext der Improvisation aussehen und verfahren kann.

VAN DYK: Was bedeutet es für die Diskursanalyse, wenn die Nachvollziehbarkeit, wie Robert Feustel betont, unlösbar mit dem Leser und der Leserin verbunden ist? Ist die Analyse also nur eine von unzähligen möglichen Lesarten? Wäre das nicht der Tod der Analyse?

KELLER: Vorweg noch eine kurze Bemerkung zu Dominik Schrage: Wenn ich hier die Frage der Vorgehensweise so zentral stelle, dann ist das unserem Diskussionsthema geschuldet und trifft wohl uns alle. In meinem WDA-Buch geht es ausschließlich um Theorie und Methodologie. Doch jetzt zur Nachvollziehbarkeit: Ich kann mit dem Mantra der Tradition, für die Robert Feustel hier spricht, wenig anfangen. Natürlich impliziert der Begriff der Nachvollziehbarkeit die LeserInnen. Mit Umberto Eco wie mit den interpretativen Soziologien denke ich aber, dass es Grenzen der Interpretation gibt, und Möglichkeiten, sich über Aussagen zu verständigen und dass es (disziplinäre und alltägliche) Konventionen des Sprachgebrauchs gibt, die gewisse Interpretationen plausibler machen als andere. Natürlich transformieren Sprachgemeinschaften ihre Interpretationen der Welt in Auseinandersetzung mit Situationen und Ereignissen, aber das ist eben nie frei flottierender Sinn. Wenn etwa davon gesprochen wird, dass es »Klimawandel« gibt und dass dies durch diese oder jene wissenschaftlichen Verfahren belegt wird, dass diese oder jene Anpassungsprozesse notwendig sind – dann lässt sich diese Aussage doch analysieren (im Hinblick auf ihre Geschichte, ihre Gehalte, ihre Folgen) und wir können uns etwa einigen, dass hier nicht von Dioxineiern die Rede ist, oder? »Nachvollziehbarkeit« ist in empirischen wissenschaftlichen Unternehmungen zugleich an einen Gegenstand gekoppelt, über den Aussagen getroffen werden, die sich als »rekonstruktiv/diagnostisch zutreffend« behaupten wollen. Wie diese ge-

wonnen werden können und warum andere dieser Deutung folgen oder sie mit guten Gründen bestreiten sollten – ist das nicht der Kern der hier aufgeworfenen Fragen?

5. DEKONSTRUKTION VERSUS REKONSTRUKTION

FEUSTEL: Mantra hin oder her. Foucault hätte diese Form der Anbiederung an den sozialwissenschaftlichen Mainstream – dieses Telos Wissenschaft – sicher einige Falten auf die Glatze getrieben. Ich verstehe nicht, wie sich ein so affirmativer Wissenschaftsbegriff doch wieder einschleichen konnte. Verständigung ist selbstverständlich möglich, allerdings ist diese als prinzipiell unabschließbarer Prozess zu denken, wobei sprachlicher Ausdruck und Bedeutung nie restlos zur Deckung kommen. Diskurse sind ohne Zweifel nie völlig »frei flottierender Sinn«, dann würden wir ja nicht von Diskursen sprechen. Nur weil Sprache konstitutiv instabil ist und Bedeutungen nicht abschließend fixierbar sind, ergibt sich die Möglichkeit des Sprechens. Dass bestimmte Konventionen des Sprachgebrauchs Plausibilität und Verständigung ermöglichen, steht damit gar nicht in Frage. Wobei gerade solche vermeintlich sicheren Konventionen beständig hinterfragt werden müssen, was ja bereits durch den Vorschlag einer »reflexiven Methodisierung« abgedeckt ist. Diskursanalysen haben (wie übrigens die Wissenschaft überhaupt) aus dieser Richtung betrachtet grundsätzlich nur vermutenden Charakter, der aber die Aussage- bzw. Überzeugungskraft einer Analyse nicht an sich bereits einschränkt. Forschendes Schreiben – im Sinne von Diskursanalysen – ist aus dieser Richtung betrachtet immer schon damit beschäftigt, in den Sinnhorizont von Aussagen zu intervenieren und Bedeutungsverschiebungen anzukurbeln (statt nur vermeintlich essenzielle oder versteckte Bedeutungen auszubuchstabieren). Deshalb greift eine rekonstruktive Perspektive zu kurz.

WEDL: Ich kann Robert Feustels Problematisierung der vermeintlichen Auslegung von unter der Oberfläche vorhandenen Bedeutungen, die eine Art interpretative Suche nach dem Sinn darstellt, gut verstehen – das ist ja der alte Streit über das Verhältnis zur Hermeneutik. Aber gerade weil die Diskursforschung quer liegt zu vielen etablierten Methodenkonzepten und es hier Differenzen und Brüche gibt, halte ich es für umso wichtiger, sich über die möglichen Wege der Diskursforschung, also die Forschungspraktiken, auszutauschen und das »Andere« greifbar zu machen. Auch kann ich nicht nachvollziehen, warum aus der Problematisierung des Aufspürens vermeintlich vorhandener Bedeutungen eine prinzipielle Ablehnung rekonstruktiver Ansätze folgen sollte. Denn auch dekonstruktive Ansätze interpretieren das Material durch die Auswahl der Quellen etc., d.h. haben immer auch was (Re-)Konstruierendes. Beide orientieren sich an so etwas wie einem Sein (auch wenn dieses weder als vordiskursiv noch objektiv wahr begriffen wird).

FEUSTEL: Darin geht mir aber verloren, dass Sprache ein »produktives Missverständnis« ist und dass gerade in diesem chronischen »Schreibfehler«, in diesem unkontrollierbaren (nicht rekonstruier- und fixierbaren) Überschuss das Potential für Bedeutungsverschiebungen liegt – und damit der ganz entscheidende Unterschied zu herkömmlichen Methoden qualitativer Sozialforschung. Mir geht es um

den Impuls, diese Instabilität produktiv zu nutzen und in diesem Sinne bin ich (auch wenn ich es selbst nicht so nennen würde) ein Vertreter des »Improvisations-Pols«: Diskursanalysen können aus meiner Sicht als am historischen Material orientierte und politisch intervenierende Improvisationen gelten, die dem Essay zumindest nahe stehen. John Laws »disziplinierter Mangel an Klarheit« basiert auf dieser Verschränkung von poststrukturalistischer Erkenntnistheorie und »geschickter« Intervention. Während Diskursanalysen, die strenger an Foucaults Archäologie anschließen, auf das Gelingen diskursiver Sinnstiftung abzielen und diese zu analysieren versuchen, verschieben andere Autoren wie Urs Stäheli oder Philipp Sarasin, denen ich hier folgen würde, den Blick eher auf ein konstitutives Scheitern, auf irreduzible Grenzen und damit auf Verschiebungen und Brüche, was freilich – und das ist für unsere Diskussion hier entscheidend – auch das Scheitern von Methoden impliziert.

VAN DYK: Aus dem Scheitern diskursiver Sinnstiftung folgt dieser Position zufolge das Scheitern jeglicher Methodisierung. Muss umgekehrt jeder Versuch einer Methodisierung auf Improvisation und Intervention verzichten?

SCHRAGE: Improvisation finde ich solange unproblematisch und sogar wichtig, wie damit die Offenheit des Umgangs mit dem Material, die Offenheit für neue, die Ausgangsfragestellung irritierende Erkenntnisse gemeint ist. Ich finde es aber problematisch, wenn sich daraus ein spielerisch-unernstes Profil der Diskursanalyse ergibt. Dann besteht nämlich die Gefahr, dass die gewonnenen Erkenntnisse entwertet werden, weil man ja auch anders hätte spielen und anderes herausfinden können. Insofern sehe ich das Analysieren bis zum Punkt der »theoretischen Sättigung« (wie es die Grounded Theory nennt) als entscheidend an – das ist der Punkt, an dem die notwendig improvisatorische – im Sinne von nicht vorab festliegende – Weise des Umgangs mit dem Material (im Gegensatz zu Anwendungs-Methoden) einer Gewissheit weicht, einer Gewissheit, die der Konfrontation mit dem Material entstammt.

KELLER: So sehe ich das auch. Mein Einwand zu Robert Feustels Ausführungen betrifft aber vor allem die »Arbeit am Text«. Wenn Autoren wie Phillip Sarasin, Ulrich Bröckling oder eben Robert Feustel behaupten, sie betreiben freie Analysekunst, dann sehe ich mir ihre Arbeiten an (zur Hygienepraxis, zum unternehmerischen Subjekt) und stelle fest: tun sie praktisch ja gar nicht. Forschungspraktisch analysieren sie Dokumente, die sie auswählen, sie unterscheiden Wichtiges von Unwichtigem, sie beanspruchen, Aussagen über einen Praxisbereich zu treffen, die nicht beliebig sind, sondern die Geltung haben wollen. Aber das wird nicht ausgewiesen. Diskursanalyse sollte aber, sofern sie wissenschaftliches Unternehmen sein will, nachvollziehbar sein, also ihr Vorgehen systematisch betreiben und sich in ihren Ergebnissen der Kritik aussetzen. Konkret bedeutet dies, ausgehend von einer verfolgten Fragestellung und dem damit verbundenen Gegenstandsbezug, eine Reflexion über (1) die Zusammenstellung des Datenkorpus, (2) eine reflektierte Strategie der Datenanalyse, (3) eine Dateninterpretation, die »Vorurteile« ausklammert. Ganz anders als Robert Feustel denke ich, dass die Stabilisierung eines Forschungsprogramms hilfreich ist – auch wenn sie natürlich nie abschließend ist. Und dann kann auch die Dekonstruktion davon parasitär leben. Ist das Anpassung

an den »wissenschaftlichen Mainstream« und »Affirmation«? Wenn ich mir den Stellenwert der Diskursforschung anschau, sind wir davon weit entfernt.

SCHRAGE: Ich versuche mal, unsere Positionen ein bisschen zu sortieren: Robert Feustel, wenn ich das so verkürzen darf, versteht das »Improvisatorische« als Nutzung des »Überschüssigen« von Sprache und sieht darin den »subversiv-interventionistischen Charakter« der Diskursanalyse. Ich würde diese Position hier heuristisch »dekonstruktivistische Diskurstheorie« (1) nennen. Ausgangspunkt ist die Bestimmung der Sprache als Gegenstand. Dieses dekonstruktivistisch bestimmte Moment des Überschüssigen als Eigenschaft der Sprache wird dann für »Interventionen« in Anspruch genommen, die sich als politische verstehen. Bei den Diskursanalyse-Verständnissen (2) scheint mir eine andere Interessenslage vorzuliegen: Die Gegenstände sind jeweils inhaltlich bzw. sachlich bestimmt, Sprache fungiert hingegen als eine Realitätsebene der Untersuchungen. Anders gesagt, Sprache ist Medium, nicht Gegenstand. Unterschiede liegen dann darin, ob (a) dieses Medium Sprache (im Sinne faktisch getätigter Aussagen) als komplexes, gewisse Eigendynamiken aufweisendes Kommunikationsmittel von (Gruppen von) AkteurInnen verstanden wird und die Aussagen als deren Wissensbestände bzw. deren Handeln betrachtet werden. Oder ob (b) dafür optiert wird, die Rückführung auf die AkteurInnenperspektiven gerade zu unterlassen (das ist ja Foucaults Punkt in der Archäologie des Wissens); etwa, weil man von einer erkenntnistheoretischen Position aus annimmt, dass Wissen, sprachliche Zeugnisse oder gesellschaftliche Semantiken nicht auf Bewusstseinsinhalte und Intentionen von AkteurInnen konvergieren. Trotz dieser Unterschiede beziehen sich (2 a) und (2 b) auf konkrete, sprachlich verfasste Gegenstände, im Zentrum stehen aber nicht die theoretischen Implikationen dieser Sprachförmigkeit als solche. Die Eigenlogiken der Diskurse, nicht die Eigenwilligkeiten der Sprache sind der Forschungsgesichtspunkt. Der Gegenstand ist jeweils ein spezifischer, »regionaler«, wie Foucault sagt. Die Streitfrage zwischen diesen beiden Positionen ist dann, wieweit man die Diskursanalyse als eine Methode unabhängig von der konkreten Gegenstandsbestimmung fassen kann. Hier sehe ich bei Reiner Keller im Sinne von 2a eine stärkere Fokussierung auf das Verfahren, während bei mir – und wie ich ihn verstanden habe auch bei Daniel Wrana – der Gegenstandsbezug im Zentrum steht.

6. ZUR ROLLE VON AKTEURINNEN IN DISKURSEN

KELLER: Dieser Unterteilung kann ich so nicht folgen. Erstens habe ich den notwendigen Gegenstandsbezug von Analysen ja bereits betont und dazu auch ausführlich geschrieben! Vor allem aber hat Foucault unterschiedliche Herangehensweisen an Diskurse unternommen: Im Fall Rivière, der sich mit wissenschaftlichen und polizeilichen Gutachten zu einem Mordfall im 19. Jahrhundert beschäftigt, steht die Definition der Situation (um das altsoziologisch auszudrücken) im Vordergrund, der Kampf zwischen Diskursen bzw. den VertreterInnen (AkteurInnen), die diese Diskurse gegeneinander richten und folgenreich aufführen. In der Archäologie geht es hingegen eher um die »strukturelle Analyse« wissenschaftlicher Aussagepraktiken. Mein Hauptpunkt ist aber folgender: Es erscheint mir notwendig, dass sich die Diskursforschung von dem alten Gegensatzpaar Struktur/Handeln löst,

das bei Dominik Schrage durchscheint. Die WDA betrachtet die Pole Struktur und Handeln nicht als sich ausschließende Alternativen, sondern als unterschiedliche Forschungsakzente, die beide innerhalb eines Forschungsrahmens bearbeitet werden können; die WDA steht damit jenseits von 2a und 2b. Wenn es der WDA um AkteurInnen geht, dann nicht um den Ausdruck von deren »inneren Wissensbeständen«, sondern vielmehr im Sinne der Frage: Wer mischt sich mit welchen Aussagen unter welchen diskursiven Kontextbedingungen oder Regelstrukturen in einen Diskurs ein, in welchen Arenen und mit welchen Folgen für gesellschaftliche Problematisierungen? Das bedeutet ja nicht, neue souveräne Subjekte durch die Hintertür in die Diskursanalyse einzuführen. Die AkteurInnen/SprecherInnen haben Kreativitätspotenziale, ohne dass deshalb die institutionelle Vorstrukturierung von SprecherInnenrollen bestritten wäre.

VAN DYK: Die Unterscheidung der (eher) diskurstheoretischen Position Robert Feustels von verschiedenen diskursanalytischen Perspektiven ist auf den ersten Blick eingängig. Bevor wir darauf zurückkommen erscheint es mir wichtig, die Unterschiede zwischen den als »diskursanalytisch« eingestuften Positionen noch etwas genauer gefasst zu bekommen. Dominik Schrage, du hast zuvor die minimale Gemeinsamkeit von Diskursanalysen über die spezifische Verschränkung von Forschungsgegenstand, -frage und -material bestimmt. Das klingt zunächst sehr ähnlich wie das Forschungsprogramm der Diskursanalyse bei Reiner Keller. Auch Daniel Wrana operiert mit dem Konzept des Forschungsprogramms, deutet aber schon zu Beginn der Debatte eine Abgrenzung gegen die hermeneutische Praxis der WDA an. Wie verhalten sich eure Perspektiven zueinander?

SCHRAGE: Die Frage der methodischen Umsetzung ist bei Reiner Keller meiner Einschätzung nach einerseits ein Versuch, das eigene Programm im Feld der Sozialwissenschaften an etablierte Forschungslogiken zu adaptieren und andererseits einer dem Programm entsprechenden Verfahrensweise eine lehr- und lernbare Gestalt zu geben. Vor diesem Hintergrund (also Etablierung im Feld und Erweiterung des Kreises der damit Arbeitenden) erhält die Verfahrensweise natürlich einen Primat. Denn bei aller Betonung des notwendigen Gegenstandsbezugs: die Gemeinsamkeit der WDA wird ja schließlich nicht über geteilte Forschungsgegenstände, sondern eben über gemeinsame Vorgehensweisen (und gemeinsame theoretische Prämissen) hergestellt. Was die Verfahrensseite angeht, so profitiere ich in der Lehre durchaus von den dabei entstandenen Handbüchern, weil sie Studierenden einen ersten Zugang ermöglichen. Was die theoretischen Prämissen angeht, teile ich sie nicht. Die (theoretischen) Kosten dafür liegen zum Beispiel darin, dass ein Konzept von AkteurInnen, das in der Soziologie eher selbstverständlich ist, als Fluchtpunkt der Diskurse verwendet wird, dessen Einklammerung für mich eigentlich den Reiz der Diskursanalyse ausmacht. Ich meine hier gar nicht den Unterschied zwischen einem »souveränen« und einem »nicht souveränen« AkteurInnenkonzept (also Intentionalität als »Ursprung« des Diskurses), sondern das Verhältnis von Diskurs und Bewusstseinsinhalten. Und um es deutlich zu sagen: Ich halte die Verknüpfung einer an Peter Berger und Thomas Luckmann angelehnten Wissenssoziologie mit der Diskursanalyse für möglich, aber weder zwingend noch mit Foucaults theoretischen Interessen vereinbar – der strukturalistische Impuls, den Foucault trotz allem hat, wird eingeklammert; aber man muss ja kein *foucauldien* sein...

KELLER: Nun ja, ich liebe Foucault, aber ich habe nicht vor, *foucauldien* zu sein, was immer das auch sein mag. Über die Beziehung zwischen Diskursen und »Bewusstseinsinhalten« müsste man gesondert diskutieren. Ich sage ja zunächst nur: Ohne AkteurInnen gibt es keine Diskurse, und AkteurInnen sind keine Marionetten der Diskurse. Damit wird nicht bestritten, dass diskursive Formierungen Emergenzphänomene sind, die weiteres diskursives Handeln instruieren, also begrenzen und ermöglichen. Ich denke aber, worauf jeweils der Akzent gesetzt wird – auf diskursive Kämpfe zwischen AkteurInnen/Diskurspositionen oder auf emergierende Strukturbildungen von Diskursformationen – muss angesichts konkreter Fragestellungen entschieden werden. Und zum strukturalistischen Impuls, zu einem daran anschließenden strukturalen Verfahren: Ist das nicht auch Hermeneutik, die sich nicht als solche zu erkennen gibt? Was wäre denn ein strukturales Verfahren?

WRANA: Ich verstehe an diesem Einwand nicht, warum man die qualitative Sozialforschung mit der Hermeneutik gleich setzen sollte, der es um den Nachvollzug subjektiv gemeinten Sinns geht. Die poststrukturalistische Diskurstheorie hat eine eigene Theorie vom Verstehen, von Sinn und Bedeutung. Sie ist eine Alternative zur klassischen Hermeneutik, insofern diese sich für den ausgedrückten subjektiven Sinn interessiert, die Diskursanalyse aber für die Praktiken der Produktion von Sinn. Das hat sie mit Ethnomethodologie und Konversationsanalyse gemeinsam. Aber! Auch wenn strukturale Verfahren keine Hermeneutik in diesem Sinn sind, dann sind sie doch interpretativ, wenn man als Interpretation die Deutung von Material aufgrund von Kontextinformationen versteht, die nicht im Material enthalten sind. Sie arbeiten keine »objektiven Bedeutungen des Textes« heraus, bedeutsam ist vielmehr die Rolle des epistemischen Bruchs (nach Gaston Bachelard) in der Analysearbeit, auf den Rainer Diaz-Bone und Thomas Höhne hingewiesen haben. Es geht dabei nicht darum, dass eine strukturale Analyse irgendwie »objektiv« oder »interpretationsfrei« ist, sondern darum, dass das unmittelbare, evidente Verstehen des Materials durch strukturale Operationen gebrochen wird, die man mit dem Material vollzieht. Es handelt sich bei den strukturalen Verfahren um formalisierende Textpraktiken, weil der Formaspekt diskursiver Praktiken ein Mittel ist, um spezifische Realisierungen herauszuarbeiten. Nehmen wir als Beispiel die bekannte Analyse der Kollektivsymbolik von Jürgen Link. Diese enthält eine Reihe von allgemeinen Thesen dazu, wie Differenzen und Metaphern im Diskurs zusammen spielen und auf dieser Basis lassen sich dann konkrete Kollektivsymboliken beschreiben. Seine Beschreibung des Kollektivsymbols des »Ballons« ist dann eine Interpretation mit allen Risiken, die entsprechend abgesichert werden müssen, aber sie ist keine Hermeneutik.

KELLER: Nur ein kurzer Einwurf, ohne dass wir diesen Punkt hier weiter vertiefen können: Aus meiner Sicht wird der Hermeneutik-Begriff in der Soziologie nicht nur so verwendet wie von Daniel Wrana hier (und Juliette Wedl vorhin) behauptet: Hermeneutik bezeichnet die Lehre von der Interpretation und nicht den Nachvollzug subjektiv gemeinten Sinns, was nur eine Position unter vielen ist. Dazu kann ich nur auf das 1997 erschienene Buch von Ronald Hitzler und Anne Honer zur sozialwissenschaftlichen Hermeneutik verweisen, das die Breite der Verwendungsweisen deutlich macht. Ich spreche in der WDA von Hermeneutik, um deutlich zu

machen, dass Diskursforschung Interpretationsarbeit ist und einer Theorie oder Reflexion der Interpretation bedarf.

7. DEKONSTRUKTIVISTISCHE DISKURSTHEORIE VERSUS GEGENSTANDSBEZOGENE DISKURSANALYSE?

VAN DYK: Robert Feustel, bist du zufrieden, als Vertreter einer dekonstruktivistischen Diskurstheorie zu firmieren?

FEUSTEL: Nun, ich bin da skeptisch, denn eine dekonstruktiv gewendete Diskursanalyse ist ohne Zweifel gegenstandsbezogen und sie ist Analyse. Einer Zurückweisung jeglicher Methodisierung käme diese Position nur dann nahe, wenn die entsprechenden Versuche auf ein standardisiertes Verfahren, auf eine möglichst präzise Anleitung abzielten, um damit eine wissenschaftliche Kanonisierung des Projekts zu erreichen. Der Trick besteht vielmehr gerade darin, die Analyseverfahren am Gegenstand auszurichten, die berühmten Werkzeuge anzupassen, womit sich nur eine provisorische Stabilisierung entlang des untersuchten Gegenstands ergeben würde. Die Überprüfbarkeit der Analysen folgt also einem Abgleich mit dem Material, mit den Begriffen und Setzungen, die – wie Derrida sagen würde – der »Überlieferung« entnommen wurden. Einen wichtigen Unterschied, insbesondere zur Position Reiner Kellers, möchte ich aber noch betonen: Das Verhältnis zum Feld der Wissenschaft. Diskursanalysen verweisen aus meiner Sicht gerade auf den problematischen Charakter von Wissenschaft als jene Instanz, die nicht zuletzt die Schnittstellen zwischen Wissen und Macht besetzt. Als Frage formuliert: Wie (und warum) sollte die Richtigkeit und damit die Wissenschaftlichkeit eines Verfahrens (der Diskursanalyse) über die jeweilige Untersuchung hinaus stabilisiert und festgelegt werden, wenn gerade die Relationalität von Wissen und sein gleichsam unvermeidbarer Machtbezug im Fokus der Analyse stehen? Die explorative Grenzgängerschaft der Diskursanalyse, die an ihrem Ausgangspunkt nicht zuletzt einem wissenschaftskritischen Impuls entsprang, ist gerade ihre Stärke und steht einer Etablierung als wissenschaftlichem Unternehmen entgegen.

VAN DYK: Aber wo liegt genau die Differenz, wenn auch alle anderen Debattierenden – mit unterschiedlichen Akzentuierungen – die gegenstandsenthobene Standardisierung von Diskursanalysen zurückweisen und die reflexive Methodisierung des Analyseprozesses betonen? Liegt der Unterschied darin, wie groß die »Vermutung« gegenüber der »Gewissheit«, die »Vorläufigkeit« gegenüber dem »ZwischenERGEBNIS« angesetzt wird?

WEDL: Das frage ich mich auch. Denn eine Option, die sich für mich aus der Diskussion abzeichnet, ist, die lineare Gliederung eines Forschungsprozesses in Gegenstand-Theorie-Methode-Ergebnisse zu vermeiden und in der Präsentation von Ergebnissen ein Stück der Zirkularität zu bewahren, die dem Forschungsprozess eigen ist – eben die notwendige Unabgeschlossenheit der Analyse auch zum Ausdruck zu bringen. Die Suspendierung der Reflexivität entsteht meines Erachtens besonders dadurch, dass einzelne Verfahren als fertige, elaborierte Methoden postuliert werden, dass der fragile und unabgeschlossene Charakter des Verfah-

rens wie der Ergebnisse nicht in Erscheinung tritt. Forschungsergebnisse als vorläufige Momentaufnahmen zu kennzeichnen, widerspricht jedoch den Regeln des Wissenschaftsbetriebs. Ich fürchte, dass genau diese Prozesshaftigkeit nicht nur der Ergebnisse, sondern auch der Methoden – auch von den Ansätzen, die das für sich in Anspruch nehmen – nur schwer vermittelbar ist. Ich bin recht skeptisch, dass es eine Form gibt, sowohl dem zirkulären Anspruch als auch zugleich dem Bedürfnis nach Ergebnissen gerecht zu werden – ist Zirkularität doch langwierig und irgendwann langweilig... Und dennoch ist genau dieser Balanceakt zu wagen. Aber, Robert Feustel, ich frage mich, ob diese Form der Zirkularität das trifft, was du meinst?

FEUSTEL: Ich denke schon, dass diese Perspektive in die von mir bevorzugte Richtung weist, in dem sie die Vorläufigkeit (auch) diskurstheoretischen Wissens herausstellt. Die Ergebnisse entsprechender Forschungen sind zudem auch deshalb immer vorläufig, weil sie die Verbindung zum Zeitgeist nie vollständig kappen können und dennoch zugleich über diesen ein Stück weit hinausgehen. Slavoj Žižeks Hinweis auf eine »retroaktive Kausalität«, also darauf, dass entsprechende Analysen das untersuchte Material immer schon vor dem Hintergrund einer zeitgemäßen symbolischen Ordnung »aktualisieren« und dessen Bedeutung damit verschieben, zielt auf das interventionistische Moment – also darauf, dass auch Diskursanalysen bereits an der (politischen) Geschichte beteiligt sind, die sie »nur« analysieren. Aber um auf die Frage zurückzukommen, was das spezifisch Dekonstruktive an dieser Position ist, wenn doch auch alle anderen irgendwie auf die Unabgeschlossenheit verweisen: Die Stärke von Diskursanalysen besteht aus meiner Sicht gerade darin, einigermassen zweifelhafte Bedeutungen – wie beispielsweise jene von Klimawandel – aus ihrer festen Verankerung zu reißen und sie ihres vermeintlich selbstverständlichen Sinns zu entkleiden. Wenn wir uns immer schon und ohne weiteres über den Begriff Klimawandel verständigen könnten, wäre eine solche Arbeit nicht nötig. Dennoch würde auch diese Form der Analyse nur eine spezifische Problematisierung eröffnen, indem sie zum Beispiel die völlige Unklarheit des Begriffs entlang seines differenzlogischen Gegenübers – der vermeintlichen Klimastabilität [sic!] – ausbuchstabiert und damit das unaufhörliche Gleiten des Signifikanten verdeutlicht.

KELLER: Dass Kultur permanente historische Sinnverschiebung ist, ja klar, wer bestreitet das? Dass der Strukturalismus das anders gesehen hat, OK, aber das war von jeher ein Problem des Strukturalismus. Natürlich zeigt eine sozialkonstruktivistische Analyse des Klimawandels genau die Kontingenz und Unabgeschlossenheit – was sonst? Sie versucht zudem deutlich zu machen, wie die vermeintliche Geschlossenheit entstanden ist, welche »Politik der Diskurse« dem unterliegt. Und sie behauptet nicht, es gäbe einen Endpunkt. Überhaupt möchte ich betonen, dass sich Teile der Soziologie schon seit 150 Jahren mit dem Zusammenhang von sozial konstituiertem Subjekt, Sinn und Wissen beschäftigen. Man sollte hier die diskurstheoretischen »Innovationen« nicht überbewerten.

FEUSTEL: Dennoch scheint es mir ein wichtiger Unterschied zu sein, dass die dekonstruktivistisch gerahmte, diskursanalytische Vergegenwärtigung der Klimadebatte notwendigerweise unvollständig bleibt, weil sie im Moment der Darstellung

andere Dinge (oder Lesarten) der Sichtbarkeit entzieht. Und da helfen auch noch so viele selbstreflexive Schleifen im Forschungsprozess nicht, um diesen konstitutiven Mangel zu überwinden. Und mit welchem Argument könnte man die Methodenfrage aus den unaufhörlichen Sinnverschiebungen herausheben? Daher kommt der Impuls zur »Grenzgängerschaft«, zur Improvisation und Intervention.

WEDL: Ich würde sagen, dass in weiten Teilen der Soziologie eher auf Kontinuität(en) denn auf Brüche verwiesen wird und dass die poststrukturalistische Diskurstheorie dazu beigetragen hat, eine andere Perspektive auf Konzepte wie Subjekt, Sinn und Wissen zu werfen, die in dieser Weise weniger in der Soziologie verbreitet waren. Auch wenn nicht notwendigerweise alles ganz neu ist und noch nie gedacht war, sind aus meiner Sicht doch neue Sensibilitäten entstanden.

8. ZUR (SELBST-)REFLEXIVITÄT DES FORSCHUNGSPROZESSES

VAN DYK: Auf die von Robert Feustel aufgeworfene Frage der Intervention kommen wir gleich zurück. Vorher würde ich aber gerne kurz bei der Frage der (Selbst-) Reflexivität im Forschungsprozess bleiben, durchzieht sie doch unsere Diskussion. Worum aber geht es beim Modus der (Selbst-)Reflexivität genau?

WRANA: Ich teile Robert Feustels Problematisierung der »selbstreflexiven Schleifen« in der qualitativen Sozialforschung. Man muss das Konzept der Reflexivität aber nicht Preis geben, wenn man sich klar macht, dass es eine spezifische Form der Reflexivität in der Diskurstheorie gibt, die sich von der Reflexivität der Subjekttheorie unterscheidet. Aus der subjekttheoretischen Perspektive wird häufig bekundet, dass ja bekannt sei, dass man die Interviewsituation mit beeinflusse und dass man vom eigenen Standpunkt aus deute, man ja aber auch im Einzelnen nicht wissen kann, was man nicht sieht, weil man es ja nicht sieht. Reflexion ist hier also der Blick auf die Verstrickung des Selbst mit den Gegenständen des Denkens. Dass diese Selbstreflexion eine Schleife und ebenso konstitutiv wie unabschließbar ist, gehört zu den wesentlichen Kennzeichen von Subjekttheorien. In der Diskurstheorie ist Reflexivität ein Prozess des Sichtbarwerdens von Bedingungen des Denkens. Sie ist ein Ereignis in den Strukturierungen, eine Verschiebung des Diskurses und sie kann durch die Arbeit der Analyse ebenso vorangetrieben werden wie durch andere reflexive Praktiken im Alltag. Sie ist ähnlich wie die subjekttheoretische Reflexivität unabschließbar, weil jede Sichtbarmachung von Bedingungen des Denkens mit neuen konstitutiven Voraussetzungen einhergeht. Sie ist aber heterogener, verstreuter und hybrider, weil sie nicht von einem »Subjekt« zentriert wird. Ich möchte das an einem Beispiel deutlich machen, das einen unmittelbaren Gegenentwurf zur Reflexion auf die eigene Involviertheit der qualitativ Forschenden darstellt: Hans-Christoph Koller und Sabine Reh haben Studien vorgelegt, in denen sie Biographien diskursanalytisch untersuchen. Anders als in der qualitativen Forschung üblich, versuchen sie nun nicht, ihren eigenen Einfluss auf die InterviewpartnerInnen durch Selbstreflexion »ungeschehen« zu machen oder zu separieren, sondern sie betrachten die biographischen Narrationen als Rechtfertigungen und Rekonstruktionen gegenüber einem in einer bestimmten Weise positionierten Fragenden. Reflexiv wird die Interviewsituation als diskursive Produktionspraxis und nicht der

Interviewer oder die Interviewerin als Person. Weder Koller noch Reh kombinieren »die Diskursanalyse« mit »dem narrativen Interview« oder gar »der Biographieforschung«, sie rekonstellieren sie und verändern sie dabei grundlegend. Das narrative Interview ist nicht mehr, was es in der Biographieforschung war.

9. DISKURSANALYSE ALS KRITISCHE-SUBVERSIVES PROJEKT?

VAN DYK: Nun aber zurück zum kritischen und intervenierenden Charakter der Diskursanalyse, den Robert Feustel angesprochen hat. Wie schätzt ihr das kritische Potenzial von Diskursanalysen ein und wie hängt diese Perspektive aus eurer Sicht mit der Frage der Systematisierung und Methodisierung zusammen?

FEUSTEL: Die Betonung einer konstitutiven Instabilität und des Überschusses im Schreiben (also des Arguments, dass Diskursanalysen gewissermaßen »schöpferisch« über die reine Analyse hinausgehen) folgt einem strategischen Impuls: Es geht darum, die Grenzen einer versuchten Methodisierung anzusprechen und darauf zu verweisen, dass es gerade die Stärke von Diskurstheorie und -analysen ist, ihren politischen und damit intervenierenden Charakter nicht hinter der Fassade einer (fragwürdigen) methodisch stabilisierten Wissenschaft zu verbergen. Am historischen Ausgangspunkt von Diskursanalysen stand für Foucault ein (politisches) Problem: Offenbar war deutlich geworden, dass klassische Macht- und Herrschaftsanalysen die Kräfteverhältnisse falsch konzeptualisierten, weil die Menschen auf andere (produktive) Weise an der Geschichte beteiligt sind. Sie sind nicht einfach ideologisch überformt oder werden ausgebeutet, vielmehr werden sie über Macht-Wissen-Relais auf spezifische Weise subjektiviert – das ist hier natürlich allen bekannt. Worauf ich hinaus will, ist der Umstand, dass Diskursanalysen immer schon die Machtfrage stellen, wenngleich auf andere Weise als klassisch ideologiekritische Analysen. Diskursanalysen bestehen aus meiner Sicht durch ihren interventionistischen Charakter, indem sie gerade die Verbindung von Macht und Wissen offen legen und dabei auch die Macht der (vermeintlich objektiven) Wissenschaft nicht auslassen. Die Frage der Plausibilität von Diskursanalysen rekurriert weniger auf ein methodisch »sauberes« Vorgehen, sondern sie liegt in eben jenem kritischen Gestus, der aus meiner Sicht die einzige Existenzberechtigung von Diskursanalysen ist. Wenn externe, kodifizierte und damit festgelegte Regeln das Spiel der Diskursanalyse begrenzen, würde sie ihren (wissenschafts- und machtkritischen) Charakter verlieren, und es gäbe vermutlich keine guten Gründe, sie einer wissenssoziologischen oder systemtheoretischen Analyse vorzuziehen. Die qualitative Sozialforschung ist, worauf ja schon mehrfach verwiesen wurde, in ihren jeweiligen Spielarten methodisch bereits deutlich präziser ausbuchstabiert worden – und wenn man von der kritischen Intervention Abstand nimmt, dann kann man sich auch hier bedienen.

SCHRAGE: Dem kann ich nur widersprechen. Gibt man dem Motiv der subversiven Intervention den Primat und bestimmt die Diskursanalyse vor allem dadurch, dann scheint mir doch die politisch kodierte Kritik die Frage zu überlagern, inwiefern die Diskursanalyse als Forschungsweise oder -haltung im Sinne des Umgangs mit konkretem Material den Standards der sozialwissenschaftlichen Methoden ange-

nähert werden sollte oder ob ihr Potential nicht eher darin liegt, dass sie sich diesen gegenüber »sperrt« – etwa indem sie die eingeübte Trennung von Theorien, Begriffsbestimmungen und Methoden unterläuft – und insofern erkenntniskritisch ist. Ich finde die Kritik an einer nur auf Methodenbildung ausgerichteten Tendenz wichtig und betreibe das ja selbst, ich finde nur »Subversion« viel zu unbestimmt: Was soll denn subvertiert werden: Die gesellschaftliche Normalität, politische Zustände oder ein Mainstream der Forschung? Subversion suggeriert, dass all das irgendwie zusammenhängt und mit einer Eigenschaft der Diskursanalyse verbunden ist, die durch methodologische »Zähmung« verschwindet. Wichtiger als zu fragen, ob die Diskursanalyse die bedrohte Eigenschaft hat, subversiv zu sein, fände ich statt dessen zu zeigen, unter welchen Bedingungen die Diskursanalyse mehr sieht als andere Verfahrensweisen. Dann kann man (1) darüber diskutieren, ob dieses Können der Diskursanalyse durch bestimmte methodische Standardisierungen behindert oder gar ermöglicht wird, (2) darüber, wie bzw. ob kritische Reflexivität am Beispiel der Diskursanalyse überhaupt methodologisierbar ist oder nicht und um welchen Preis und (3) die nicht zu übergehende Frage stellen, wie es um das Verhältnis von Wissenschaft und Wirklichkeit überhaupt bestellt ist (denn bislang sprechen wir ja nur über Wissenschaft). Die Formel des subversiven Potenzials ist mir einfach zu identifikatorisch, zu global, zu unspezifisch.

KELLER: Ich bezweifle ebenfalls, dass sich die Diskursanalyse per se kritisch orientieren sollte – das sind aus meiner Sicht alles so Uniformierungsversuche und Denkverbote. Kollege Feustel sollte mal überlegen, was seine Rede von »einziger Existenzberechtigung« impliziert. Sicher gibt die Einreihung in die Familie der Kritik(erInnen) ein gutes, ein »wohliges Gefühl«, wie Bruno Latour vor einiger Zeit schrieb. Mir scheint es viel wichtiger zu sein, deutlich zu machen, dass es um mehr als »Zeitungsanalyse« geht und dass man eben aus diskursanalytischer Perspektive Anderes sieht als mit anderen Perspektiven. Über kritische Gehalte und Effekte entscheidet letztlich die Rezeption. Dafür ist Foucaults *Wahnsinn und Gesellschaft* immer noch ein schönes Beispiel: Ohne dass das Buch für sich reklamiert, Ergebnis einer »kritischen Diskursanalyse« zu sein, hat es doch in der psychiatriekritischen Bewegung der 1960er Jahre eine enorme Bedeutung erlangt. Aber das war nicht abzusehen, als Foucault es schrieb.

WEDL: Aber es geht doch nicht nur um ein wohliges Gefühl! Aus meiner Sicht ist Diskursanalyse tatsächlich immer und notwendig mit Kritik verbunden, zielt sie doch darauf, Selbstverständlichkeiten und als homogen erscheinende Einheiten zu durchbrechen, indem sie Brüche, Widersprüche, Oppositionen, Polyphonien etc. aufzeigt. Foucault verweist in der Archäologie des Wissens darauf, dass es zunächst um eine negative Arbeit des Loslösens von Begriffen, von etablierten Unterteilungen und Gruppierungen geht. Statt um Tradition und Kontinuität geht es um Deplatzierungen und Transformationen – und die haben unter den gegebenen Bedingungen einen notwendigerweise (erkenntnis-)kritischen Charakter. Da geht es meines Erachtens nicht um eine Frage der Etikettierung, sondern um die mehrfach erwähnte erkenntniskritische Haltung, die der Diskursforschung inhärent ist.

VAN DYK: Wenn es um die Frage geht, ob der kritisch-subversive Charakter von Diskursforschung mit methodischer Stabilisierung vereinbar ist, wird ja mitunter darauf hingewiesen, dass ein wesentlicher Impuls methodischer Konturierung in

Deutschland gerade von Siegfried Jägers Kritischer Diskursanalyse ausging. Können also kritischer Anspruch und Methodisierung vielleicht doch gut Hand in Hand gehen?

FEUSTEL: Ja und nein, ich denke, wir haben es hier mit unterschiedlichen Kritikverständnissen zu tun, die beide ihre Berechtigung haben mögen. Die politische bzw. kritische Kodierung der Diskursanalyse im Kontext der Diskurstheorie wurzelt aber gerade nicht in einem (möglicherweise methodisch systematisierbaren) »Willen zu Politik«, wie wir ihn bei Jäger finden. Ich nähere mich der Frage nach Kritik und Methode aus einer ganz anderen Richtung: Die von Foucault selbst aufgezeigten erkenntnistheoretischen Sollbruchstellen (sozial-)wissenschaftlichen Forschens verdeutlichen, dass sich gerade die Wissenschaft nie ihres politischen Charakters erwehren kann, weil Wissen und Macht aneinander gekoppelt sind. Der Wille zur (wissenschaftlichen) Wahrheit ist immer auch ein Wille zur Macht. Vor diesem Hintergrund kann ich nur noch mal zuspitzen: Die politisch inspirierte und in diesem Sinn kritische, diskursanalytische »Improvisation« erscheint mir deshalb erkenntnistheoretisch zwangsläufig (und eben keine optional zu wählende Forschungsperspektive), und sie aufzugeben, wäre nicht nur der Verlust eines »wohligen Gefühls«, wie Reiner Keller es ausdrückt, sondern tatsächlich der Tod der Idee. Eine »einzige« Existenzberechtigung der Diskursanalyse gibt es aber in der Tat nicht, das muss ich zugeben: hier war rhetorische Übertreibung am Werk. Der Versuch einer methodischen Kanonisierung des Projekts weist für mich dennoch in die falsche Richtung, da im Hinblick auf das »Wie« der Analysen auf einmal Macht und Wissen unverbunden nebeneinander stehen würden.

SCHRAGE: Ich möchte Kritik und Wissenschaftlichkeit nicht einander gegenüber stellen, wie Reiner Keller und Robert Feustel dies aus gegensätzlichen Positionen tun. Vielmehr geht es mir darum, einen politischen Kritikmodus (»Kritik der Macht«) von einer Erkenntniskritik zu unterscheiden, die einer auf Skepsis beruhenden Wissenschaft entspricht. Während Feustel wissenschaftliche Methoden mit Argumenten kritisiert, die die Kritische Theorie schon im Positivismusstreit vorgebracht hat, scheint Keller wiederum den Kritikbegriff ganz aus der Wissenschaft heraushalten zu wollen. Statt sich in diesem Streit zu verfangen, schlage ich vor, an die Stelle einer Subversionsgeste, die Wissenschaft mit Macht gleichsetzt und mit der Möglichkeit eines »Außen« der Macht spielt, eine Erkenntniskritik zu setzen, die auch diese Denkfigur kritisch reflektiert, die offene Fragestellungen am Material vorantreibt und dabei auch die Kategorien disziplinengebundener Forschung in Frage stellt.

KELLER: Nein, anders als Robert Feustel spiele ich Kritik und Wissenschaftlichkeit nicht gegeneinander aus. Ich halte kritische Impulse für sehr wichtig – das treibt uns alle ja vielfach an und um. Aber eine »kritische Haltung« als alleinige und notwendige Grundlage der Diskursforschung scheint mir nicht ausreichend. Eine wunderbare wissenschaftliche Studie über Gefängnisse kann viel mehr Kritikpotential enthalten als eine in »bester kritischer Absicht« vorgenommene schlechte Untersuchung.

FEUSTEL: Auch mir geht es nicht darum, Wissenschaftlichkeit und Kritik gegeneinander zu stellen. Ich kritisiere vielmehr ein verstecktes Ideal wissenschaftlicher Objektivität und den mit einer Methodisierung einhergehenden Anspruch. Tatsächlich denke ich, dass wir hier mit verschiedenen Wissenschaftsbegriffen hantieren und dass es vielleicht Zeit ist, den Deckel drauf zu machen. Unsere Konfliktlinien sollten ja deutlich geworden sein.

10. DIE GEGENSTANDSORIENTIERUNG DER DISKURSANALYSE IM KONTEXT DES HANDBUCHS

VAN DYK: Diese Diskussion erscheint ja in einem Handbuch zur Diskursforschung. Wir haben nun viel über den notwendigen Gegenstandsbezug jeder methodischen Systematisierung, über die Zirkularität des Forschungsprozesses, die permanent geforderte Reflexivität und kontextspezifische Re-Konstellierung von Ansätzen gesprochen. Kann man diesen Ansprüchen in einem Handbuch gerecht werden?

KELLER: In der Konzeption des Handbuchs sehe ich das Problem, dass die spezifischen Theorie-Methoden-Pakete auseinandergerissen werden. D.h. es wird (ob man das reflektiert oder nicht) eine Verwendungspraxis erzeugt, die diskurstheoretische Äpfel mit methodischen Birnen verknüpft und zwar im Stil von: Ich mache jetzt eine hegemonietheoretische Analyse und führe dazu Interviews durch, die ich mit Grounded Theory nach den Fragen der Kritischen Diskursanalyse bearbeite.

WEDL: Jedes Methodenbuch positioniert sich ein Stück weit affirmativ im methodischen Feld, systematisiert und kanonisiert – und führt teils zu einer zumindest vorübergehenden Suspension der Reflexivität. Damit ist ein solches Projekt eine Gratwanderung, bei der man immer wieder die Reflexivität hineinholen muss. Ich denke aber, wir haben das in dem Handbuch geschafft, nicht zuletzt durch einige explizit reflexive Beiträge wie diesen und eine starke Verschränkung der unterschiedlichen Teile miteinander. Mit dem Handbuch möchte ich dazu beitragen, dass verschiedene Ansätze, sofern sie kompatibel sind, produktiv miteinander in Austausch gebracht und eventuell kombiniert werden (können). Wenn das gelingt, würde das Handbuch gerade die Idee einer gegenstandsbezogenen Forschungsperspektive voranbringen. Dabei sind die Ansätze immer mehr als einfache Werkzeuge, eben weil sie eingelassen sind in einen Theorie-Methoden-Komplex – hier den populären Werkzeugbegriff von Foucault zu verwenden wäre also eher irreführend. Die Vielzahl der Ansätze im Handbuch zeigt, dass es keinen Königinnenweg gibt – und Diskursanalyse eine äußerst instabile Bedeutung hat (was auch durch einen Plural nicht aufgefangen wird).

WRANA: Mir erscheint die Folgerung, dass eine Äußerung zur Methodologie notwendig stabilisierend und kanonisierend sei, nicht zwingend. Ich denke, dass wir im Handbuch versucht haben, einen anderen Weg einzuschlagen. Die Beiträge in Teil 4 stellen einzelne methodische Herangehensweisen in einer Theorie-Methoden-Konstellation dar, so gesehen handelt es sich gerade nicht um beliebig nutzbare Verfahrensweisen. Ziel ist es dennoch, die Forschungspraktiken so genau darzustellen, dass andere sie nachvollziehen können. Die Aufgabe, sie an einem neuen

Gegenstand zu rekonstellieren obliegt dann den rezipierenden Forschenden, sie muss – das wurde ja von allen Seiten betont – in jedem Projekt neu erfolgen. Das Handbuch stellt nach meinem Eindruck nicht nur die relative Stabilisierung, sondern auch Mittel zu ihrer Verflüssigung und Rekonstellation bereit.

VAN DYK: Ich bedanke mich bei allen für die lebhaftige Debatte! Nun wird abzuwarten sein, ob und wie die LeserInnen des Handbuchs den Fundus an methodischen Herangehensweisen im Feld der Diskursforschung an ihren je konkreten Forschungsgegenständen schärfen und rekonstellieren. Und wir hoffen, dass diese Debatte mit dazu beiträgt, method(ologisch)e Systematisierungen in kritischer Distanz produktiv zu machen.

LITERATUR

- Bachelard, Gaston (1993): *Epistemologie*. Neuausgabe. Frankfurt a.M.: Fischer [1971]
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1997): *Die gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a.M.: Fischer
- Bröckling, Ulrich (2007): *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne (2010): *Ni méthode, ni approche. Zur Forschungsperspektive der Gouvernamentalitätsstudien – mit einem Seitenblick auf Konvergenzen und Divergenzen zur Diskursforschung*. In: Angermüller, Johannes/van Dyk, Silke (Hg.): *Diskursanalyse meets Gouvernamentalitätsforschung. Perspektiven auf das Verhältnis von Subjekt, Sprache, Macht und Wissen*. Frankfurt a.M.: Campus, 23-42
- Bublitz, Hannelore (2003): *Diskurs*. Bielefeld: transcript
- Bublitz, Hannelore/Bührmann, Andrea/Hanke, Christine/Seier, Andrea (1999): *Diskursanalyse (k)eine Methode? Eine Einleitung*. In: Bublitz, Hannelore/Bührmann, Andrea/Hanke, Christine/Seier, Andrea (Hg.): *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*. Frankfurt a.M.: Campus, 10-21
- Derrida, Jacques (2001): *Signatur, Ereignis, Kontext*. In: Engelmann, Peter (Hg.): *Limited Inc*. Wien: Passagen, 15-46
- Diaz-Bone, Rainer (2002): *Kulturwelt, Diskurs und Lebensstil. Eine diskurstheoretische Erweiterung der bourdieuschen Distinktionstheorie*. Opladen: Leske + Budrich
- Diaz-Bone, Rainer (2007): *Die französische Epistemologie und ihre Revisionen. Zur Rekonstruktion des methodologischen Standortes der Foucaultschen Diskursanalyse*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 8 (2) [www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/238, Datum des Zugriffs: 21-12-2011]
- Donati, Paolo R. (2011): *Rahmenanalyse politischer Diskurse*. In: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hg.): *Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1 Theorien und Methoden*. 3. Auflage. Wiesbaden: VS, 159-162

- van Dyk, Silke (2013): Was die Welt zusammenhält. Das Dispositiv als Assoziation und performative Handlungsmacht. In: Zeitschrift für Diskursforschung, 1 (1), 44-66
- Eder, Franz X. (Hg.) (2006): Historische Diskursanalysen. Wiesbaden: VS
- Feustel, Robert/Schochow, Maximilian (Hg.) (2010): Zwischen Sprachspiel und Methode. Perspektiven der Diskursanalyse. Bielefeld: transcript
- Feustel, Robert (2010): »Off the Record«. Diskursanalyse als die Kraft des Unmöglichen. In: Feustel, Robert/Schochow, Maximilian (Hg.): Zwischen Sprachspiel und Methode. Perspektiven der Diskursanalyse. Bielefeld: transcript, 81-98
- Foucault, Michel (1981): Archäologie des Wissens. Frankfurt a.M.: Suhrkamp [1969]
- Foucault, Michel (1975): Der Fall Rivière: Materialien zum Verhältnis von Psychiatrie und Strafrecht. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Gerhards, Jürgen (2010): Diskursanalyse als systematische Inhaltsanalyse. Die öffentliche Debatte über Abtreibungen in den USA und der Bundesrepublik Deutschland im Vergleich. In: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hg.): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 2 Forschungspraxis. 4. Auflage. Wiesbaden: VS, 333-358
- Glaser, Barney/Strauss, Anselm (2005): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. 2. Auflage. Bern: Huber [1967]
- Gottweis, Herbert (2003): Theoretical Strategies of Post-Structuralist Policy Analysis: Towards an Analytics of Government. In: Hajer, Maarten/Wagenaar, Hendrik (Hg.): Deliberative Policy Analysis. Understanding Governance in the Network Society. Cambridge: Cambridge University Press, 247-265
- Haas, Peter (1990): Obtaining International Environmental Protection through Epistemic Consensus. In: Millennium – Journal of International Studies 19, 347-364
- Hajer, Maarten (2010): Argumentative Diskursanalyse. In: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hg.): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 2 Forschungspraxis. 4. Auflage. Wiesbaden: VS, 271-299
- Hitzler, Ronald/Honer, Anne (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen: Leske + Budrich
- Höhne, Thomas (2010): Die Thematische Diskursanalyse – dargestellt am Beispiel von Schulbüchern. In: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hg.): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 2 Forschungspraxis. 4. Auflage. Wiesbaden: VS, 423-453
- Jäger, Siegfried (2012): Kritische Diskursanalyse: eine Einführung. 6. vollständig überarbeitete Auflage. Münster: Unrast [1993]
- Keller, Reiner (1998): Müll – die gesellschaftliche Konstruktion des Wertvollen: die öffentliche Diskussion über Abfall in Deutschland und Frankreich. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Keller, Reiner (2004): Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen. Wiesbaden: VS
- Keller, Reiner (2005): Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms. Wiesbaden: VS
- Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hg.) (2011/2010): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1 Theo-

- rien und Methoden/Band 2 Forschungspraxis. 3. erweiterte Auflage/4. Auflage. Wiesbaden: VS
- Knoblauch, Hubert (1995): Kommunikationskultur. Die kommunikative Konstruktion kultureller Kontexte. Berlin: de Gruyter
- Koller, Hans-Christoph (1999): Bildung im Widerstreit. Zur Struktur biographischer Bildungsprozesse in der (Post-)Moderne. Paderborn: Fink
- Lacan, Jacques (1991): Das Seminar. Buch II. Das Ich in der Theorie Freuds und in der Technik der Psychoanalyse. 1954-1955. Weinheim: Quadriga [1978]
- Latour, Bruno (2007): Elend der Kritik. Vom Krieg um Fakten zu den Dingen von Belang. Zürich: diaphanes
- Law, John (2010): Methodisch(e) Welten durcheinanderbringen. In: Feustel, Robert/Schochow, Maximilian (Hg.): Zwischen Sprachspiel und Methode. Perspektiven der Diskursanalyse. Bielefeld: transcript, 147-168
- Link, Jürgen (1988): Literaturanalyse als Interdiskursanalyse. In: Fohrmann, Jürgen/Müller, Harro (Hg.): Diskurstheorien und Literaturwissenschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 284-307
- Link, Jürgen (2011): Diskursanalyse unter besonderer Berücksichtigung von Interdiskurs und Kollektivsymbolik. In: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hg.): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1 Theorien und Methoden. 3. Auflage. Wiesbaden: VS, 433-458
- Maasen, Sabine/Mayerhauser, Torsten/Renggli, Cornelia (Hg.) (2006): Bilder als Diskurse – Bilddiskurse. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft
- Reh, Sabine (2003): Berufsbiographische Texte ostdeutscher Lehrer und Lehrerinnen als »Bekanntnisse«. Bad Heilbrunn: Klinkhardt
- Sabatier, Paul A. (1988): An advocacy coalition framework of policy change and the role of policy-oriented learning therein. In: Policy Sciences 21, 129-168
- Sarasin, Philipp (2003): Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Schneider, Werner (1999): »So tot wie nötig – so lebendig wie möglich!« Sterben und Tod in der fortgeschrittenen Moderne. Eine Diskursanalyse der öffentlichen Diskussion um den Hirntod in Deutschland. Münster: Lit
- Schrage, Dominik (1999): Was ist ein Diskurs? Zu Michel Foucaults Versprechen, »mehr« ans Licht zu bringen. In: Bublitz, Hannelore/Bührmann, Andrea D./Hanke, Christine/Seier, Andrea (1999): Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults. Frankfurt a.M.: Campus, 63-74
- Schrage, Dominik (Hg.) (2005): Die Flut. Diskursanalysen zum Dresdner Hochwasser im August 2002. Münster: MV Wissenschaft
- Schwab-Trapp, Michael (2002): Kriegsdiskurse. Die politische Kultur des Krieges im Wandel 1991-1999. Opladen: Leske + Budrich
- Stäheli, Urs (2000): Poststrukturalistische Soziologien. Bielefeld: transcript
- Viehöver, Willy (2010): Die Wissenschaft und die Wiederverzauberung des sublimaren Raumes. Der Klimadiskurs im Licht der narrativen Diskursanalyse. In: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hg.): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 2 Forschungspraxis. 4. Auflage. Wiesbaden: VS, 233-269
- Waldschmidt, Anne (2010): Der Humangenetik-Diskurs der Experten: Erfahrungen mit dem Werkzeugkasten der Diskursanalyse. In: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hg.): Handbuch sozialwissen-

- schaftliche Diskursanalyse. Band 2 Forschungspraxis. 4. Auflage. Wiesbaden: VS, 149-170
- Wedl, Juliette (2006): Die Spur der Begriffe. Begriffsorientierte Methoden zur Analyse identitärer Zuschreibungen. In: Kerchner, Brigitte/Schneider, Silke (Hrsg.): Foucault: Diskursanalyse der Politik. Eine Einführung. Wiesbaden: VS, 68-84
- Wedl, Juliette (2007): L'analyse de discours »à la Foucault« en Allemagne: trois approches et leurs apports pour la sociologie. In: Langage & société, 30 (120), 35-53
- Wrana, Daniel (2011): Zur Rekonstellation von Methoden in Forschungsstrategien. In: Ecarius, Jutta/Miethe, Ingrid (Hg.): Methodentriangulation in der qualitativen Bildungsforschung. Opladen: Budrich, 207-224
- Wrana, Daniel (2012): Diesseits von Diskursen und Praktiken. Methodologische Bemerkungen zu einem Verhältnis. In: Friebertshäuser, Barbara/Kelle, Helga/Boller, Heike/Bollig, Sabine/Huf, Christina/Langer, Antje (Hg.): Feld und Theorie. Herausforderungen erziehungswissenschaftlicher Ethnographie. Opladen: Budrich, 185-200
- Žižek, Slavoj (1991): Liebe Dein Symptom wie Dich selbst! Jacques Lacans Psychoanalyse und die Medien. Berlin: Merve